

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 94.

Dienstag, 4. April

1933.



19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sie sind also der Überzeugung, daß niemand das Gift aus Ihrem Schranke hat herausholen können?“

„Absolut!“ Billy schüttelte den Kopf mit wachsendem Ärger: wie man so etwas Einfältiges fragen konnte!

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte Mc Murton — und seine Worte fielen wie Hammerschläge nieder:

„Und nichtsdestoweniger befinden Sie sich doch im Irrtum!“

„Wie meinen Sie das?“

„Das Gläschen steht nämlich augenblicklich offen in Ihrem Kabinett. Und wahrscheinlich hat es auch schon mehrere Stunden dort gestanden.“

„Ja, aber wie kann es dorthin gekommen sein?“ rief Billy in ungläubigem Erstaunen.

„Ich weiß es nicht“, sagte McMurton achselzuckend. Seine grauen Augen hatten einen stehenden Blick angenommen, seine ganze Haltung war nicht mehr so höflich wie vorher. „Vielleicht hat es Ihre Frau dorthin gestellt?“

„Nein — dann muß ich es wohl selbst vergessen haben“, warf Billy ein. „Ich habe tatsächlich heute morgen photographiert, war jedoch in gutem Glauben, es wieder an seinem Platz verwahrt zu haben.“

„Was Sie aber nicht getan haben können; vorausgesetzt, daß es nicht mehrere solcher Gläser mit Zyankali in Ihrem Hause gibt . . . so, das ist also nicht der Fall! . . . Dann erlauben Sie noch die eine Frage: sind heute vielleicht noch andere Gäste außer Li-Chang bei Ihnen gewesen?“

„Nein.“

„Und die gnädige Frau hat uns auch nichts mehr über das Giftglas zu erzählen?“

„Nein. Aber jetzt, wo die Rede davon ist, fällt auch mir ein, daß mein Mann heute früh damit hantiert hat. Daß er es aber stehen ließ, habe ich nicht beobachtet.“

McMurtons Stimme klang plötzlich lauernd und heimtückisch, als er ihr unvermittelt die Frage entgegenwarf:

„Und Sie selbst haben es nicht berührt . . . oder etwas von dem Gifte herausgenommen?“

3.

Sie starrten ihm beide wie entgeistert ins Gesicht. Sie — von dem Gift genommen? Wo wollte er mit der Frage hinaus? McMurton betrachtete Elena mit kalter Sachlichkeit:

„Sie wundern sich, gnädige Frau, daß ich diese Frage an Sie richte?“

„Aber selbstverständlich wundert sich meine Frau darüber, und mit Recht!“ mischte sich Billy aufgeregt in das Gespräch. „Was sollte sie mit Zyankali anfassen?“

McMurtons Züge waren undurchdringlich:

„Und trotzdem haben sich auf den Handschuhen Ihrer Frau Gemahlin Spuren davon vorgefunden . . . Ja! Die Handschuhe lagen nämlich in der Halle auf dem Fußboden. Es wurde konstatiert, daß irgendein weißes Pulver daran haftete. Wir gaben sie daher zusammen mit den anderen Sachen zur Untersuchung an das Laboratorium weiter. Es war zunächst nur eine Vorsichtsmaßregel. Aber das Pulver entpuppte sich als von derselben Substanz, wie einige Körnchen auf dem Tisch und neben dem Stuhl, in welchem Mr. Li-Chang aufgefunden wurde.“

„Und das Institut behauptet allen Ernstes, daß auf dem Handschuh meiner Frau Zyankali gewesen sei?“

„Ja!“ McMurton gab sich keine Mühe mehr, den verletzenden Ton seiner Stimme zu dämpfen. „Und es wurde des weiteren festgestellt, daß dieselben Handschuhe der gnädigen Frau sogar in Berührung mit dem Glase gekommen sein müssen; und zwar so intim, daß sie einen deutlichen Abdruck darauf hinterließen, der übrigens nicht nur mit den Augen, sondern auch mit der Nase wahrgenommen werden konnte. Die Handschuhe haben nämlich, was Ihre Frau wird bestätigen können, einen sehr ausgeprägten Geruch an sich.“

„Wenn meine Frau aber bekennt, das Glas berührt zu haben . . . von dem Zyankali gar nicht zu reden . . .?“

„Dann bedauere ich, daß die Indizien dem widersprechen.“

„Aber Sie werden meiner Frau doch nicht zutrauen, daß sie in einem so wichtigen Punkte die Unwahrheit sagen würde?“

McMurton lenkte ein:

„Es wäre ja immerhin noch die Möglichkeit offen, daß die Handschuhe von einem Unbefugten benutzt worden waren.“

„Wie meinen Sie das . . .?“

„Ja — daß nicht Sie, Mrs. Frensch, sondern zum Beispiel eines der Mädchen . . .“

Elena hatte schweigend zugehört und war über die Wendung, die das Gespräch nahm, in steigende Besorgnis geraten. Aber nun flog ein feines Lächeln über ihre Lippen. Sie war nicht umsonst eine Frau — und dazu eine mit einer nicht nur sehr schönen, sondern auch sehr kleinen Hand:

„Sie würden sicher keinem von ihnen passen!“ Sie hielt McMurton ihre Hand entgegen. „Ich kann nur Kindergröße tragen“, erklärte sie und lächelte von neuem.

„Und es ist doch sicher“, fragte der Inspektor noch einmal, „daß Sie keinen anderen Gast als den Verstorbenen bei sich im Hause gehabt haben? Keine Dame zum Beispiel?“

„Nicht, daß ich wüßte“, antwortete Elena.

„Und Sie, Mr. French, haben Sie vielleicht heute ein weibliches Modell gehabt?“ wandte sich McMurton an Billy.

„Nein, ich arbeite zur Zeit ganz ohne Modell.“

Der Inspektor räusperte sich resolut.

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als daß sich die gnädige Frau mit nach Scotland Yard bemüht und ihre Erklärung dort zu Protokoll gibt. . . Bis jetzt war ja unsere Unterhaltung nur als ein Privatgespräch zu unser aller Bestem aufzufassen, und ich glaube kaum, daß wir damit dem Geheimnis noch näher auf den Grund kommen werden, auch wenn wir es noch länger fortsetzen.“

Er erhob sich.

„Li-Chang ist also entweder vergiftet worden, oder er hat sich selbst vergiftet?“ fragte Billy.

„Eines von beiden, ja!“ McMurton blickte auf die Uhr. „Aber nun möchte ich gern nach einem Wagen telephonieren, wenn die gnädige Frau gestattet.“

Elena nickte.

„Aber du bist doch gar nicht imstande. . .“, sagte Billy, dem es merkwürdig schwül zumute war.

„Oh, so viele Kräfte habe ich schon noch“, lächelte sie ihm beruhigend zu, „um zu wiederholen, was ich hier gesagt habe. Vielleicht werden die Herren so lange warten, bis ich angezogen bin. Sie können auch von unten aus telephonieren, Herr Inspektor.“

McMurton verbeugte sich höflich und öffnete die Türe zum Treppenhaus. Draußen vor dem Hause krachte es, als ob eine riesige Welle gegen die Mauer geschleudert würde. In der Ferne rollte der Donner. Der Regen strömte noch immer. „Verfluchtes Wetter!“ murmelte er vor sich hin.

Billy ging gleich hinter dem Inspektor. Dann erst folgte der Detektiv Burke. McMurton gab diesem ein stummes Zeichen, als sie unten an der Türe zum Kabinett angelangt waren, zog er sich gewandt zurück — um wieder die Treppe emporzuschleichen und sich in dem Gang vor Elenas Schlafzimmer zu postieren. . .

„Ich werde meine Frau selbstverständlich nach Scotland Yard begleiten“, sagte Billy zu McMurton, als dieser das Auto bestellt hatte. Jane ging in dem Augenblick gerade durch das Zimmer. „Bitte, gehen Sie hinaus, Jane, und helfen Sie der gnädigen Frau.“

Das Mädchen verschwand mit einem kleinen Knicks. Burke, der angespannt horchend vor Elenas Türe Wache hielt, hatte kaum Zeit, sich hinter einem Schrank zu verstecken, als sie in großer Hast und mit verweinten Augen die Treppe heraufstürmte.

„Aber was haben Sie denn?“ hörte er Elena sie fragen, bevor die Tür zufiel.

Jane wollte gar nicht mit der Sprache heraus.

„Na, Sie müssen doch wissen, warum Sie weinen, Jane“, sprach ihr Elena zu. Und nun hörte er, wie das Mädchen laut aufschluchzte und Elena sie zu trösten versuchte: „Aber Jane, was ist nur mit Ihnen?“

„Ach, es ist halt wegen der gnädigen Frau!“ sagte sie weinerlich. „Ich bin so traurig! Ich habe die Gnädige immer so gern gehabt, und wenn Sie jetzt fortmüssen, dann. . .“ „Fortmüssen?“

„Ja, wenn man die gnädige Frau nicht mehr fortläßt. . . auf der Polizei, meine ich. . .!“

„Aber Jane, was denken Sie eigentlich!“ Elena lachte hellauf, wenn es auch ein wenig gekünstelt klang. „Warum sollte mich die Polizei dort behalten? Ich bin in wenigen Stunden wieder zurück.“

„Das glauben die Gnädige, jawohl!“ schnupfte Jane. „Lady Arria hat es auch geglaubt. Man hat sie auch in zuvorkommendster Weise aufgefordert, wegen einer ganz unbedeutenden Sache nach Scotland Yard zu kommen. Aber das Ende vom Lied war doch, daß sie eingesperrt wurde.“

„Das ist schon möglich. Aber Lady Arria hatte sich gegen das Gesetz vergangen, sich mit gefälschten Re-

zepten Kokain verschafft. So etwas habe ich nicht getan“, lächelte Elena.

„Nein, aber sie wurde auch unter einem harmlosen Vorwand geholt“, beharrte die Jose. „Die Polizei versteht es, so spitzfindige Fragen zu stellen, daß man gezwungen wird, sein ganzes Innere freizulegen. Und dann haken sie an den unschuldigsten Dingen ein. Und welcher Mensch hätte nicht in seinem Leben einmal irgend etwas getan, was nicht das volle Tageslicht verträgt?“

Elena zuckte etwas zusammen. Etwas Wahres war an dem, was das Mädchen sagte: Wer konnte von sich sagen, niemals etwas getan zu haben, was. . . ?

„Aber beunruhigen Sie sich nicht meinerwegen, liebe Jane. Das wird alles nicht so schlimm werden. Wie lieb von Ihnen, daß Sie so anhänglich sind. Gehen Sie nur jetzt. Ich werde läuten, wenn ich Sie noch brauche.“

Jane konnte vor Schluchzen nicht antworten. Sie war so verweint, daß sie Burke nicht sah, als sie an ihm vorüberging. Der stand im nächsten Augenblick schon wieder auf seinem Posten vor der Tür und horchte angepannt: Was tat Elena French jetzt in ihrem Zimmer. . . ? Vielleicht horchte auch sie: Es war jedenfalls totenstill — doch nein: jetzt hörte er, wie sie sich bewegte, wie sie den Kamin öffnete. Es raschelte, wie wenn eine Zeitung zusammengeknüllt würde. Und alles geschah offenbar in fieberhafter Hast. Dann wieder Stille. Dann das Geräusch vom Öffnen einer Schublade. Überstürzt und nervös wurde Wäsche durch-einandergewühlt, als suche sie etwas. Dann das deutliche Blättern in einem Buche oder Hefte, wieder Stille, als ob sie läse. Eine Uhr schlug, die auch sie offenbar hörte: Zuklappen des Buches und ein Seufzer, dann wieder ein Hantieren an der Wäsche, alles schnell, nervös, und als er eine Zündholzschachtel in ihren Händen zu hören glaubte, entschloß er sich, anzuklopfen. Zuerst keine Antwort. Er klopfte nochmals und trat einfach ein.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich wollte nur melden, daß der Wagen unten wartet.“ „Gut, ich komme sofort“, nickte sie etwas verlegen. Er bemerkte, daß sie sich fortwährend verärbte und mit allen Mitteln versuchte, seinen Blick vom Kamin wegzulocken.

„Bitte, sagen Sie unten, daß ich sofort kommen werde.“ Aber Burke rührte sich nicht vom Fleck und sagte mit einer Verbeugung:

„Ich habe versprochen müssen, die gnädige Frau selbst hinunterzuführen. Die Herren fürchteten einen neuen Ohnmachtsanfall.“

Auf keinen Fall wollte er sie allein lassen angesichts des mit Papier verstopften Kamins, den sie eben hatte anzünden wollen. Im Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke: Sie sah sofort ein, daß ihr nichts übrig blieb als nachzugeben. „Also schön, gehen wir“, sagte sie eifrig.

„Wenn gnädige Frau übrigens noch etwas verbrennen wollen. . .“

„Etwas verbrennen?“ sie wurde blaß. „Wie kommen Sie darauf?“

„Sie haben die Zündhölzer ja noch in der Hand. Aber vielleicht haben Sie die Zeitungen gar nicht selbst in den Kamin geworfen.“

„Nein, das wird wohl eines der Mädchen gewesen sein“, sagte sie leicht hin, „aber nun lassen Sie uns gehen.“

„Und Sie sind auch sicher, daß von Unbefugten nichts aus dem Zimmer entfernt wurde?“, er sagte es ganz beifällig und hilfsbereit, öffnete aber zugleich die Schublade der Frisiertoilette und stellte fest, daß durch eine-hastige Durchsuchung offenbar alles eben erst durch-einander geworfen worden war.

„Nein, ich vermissе nicht das geringste“, sagte Elena kalt.

„Dann. . .“, er bot ihr den Arm und führte sie hinunter. Aber in seinem Gehirn schwirrten die Fragen wild durcheinander: was hatte sie aus dem Weg räumen wollen, und wo befand sich jetzt dieser Gegenstand? (Fortsetzung folgt.)

Es lenzt bereits bedenklich . . .

Es liegt zurzeit unzweifelhaft
Was in der Atmosphäre.
Man fühlt sich angenehm erschläfft,
Und, andererseits, so voller Kraft,
Als ob man Schmeling wäre . . .

Der Hausherr läßt das ganze Haus
Mit frischem Grün bestreichen.
Die Gastwirtschaft „Zur weißen Maus“
Stellt ihre Palme wieder raus.
Untrüglich ist dies Zeichen!

Das Herz, bisher vereist und rauh,
Läßt Herzenstöne hören.
Der Wind weht lind. Die Luft ist lau.
Man möchte jeder hübschen Frau
Ewige Treue schwören . . .

Man wird sich aus sich selbst nicht klug
Und ist höchst überschwänglich.
Man will so gern . . . Genug, genug —
Das ist kein Lug, das ist kein Trug:
Es lenzt bereits bedenklich!

Und weil das nun einmal so ist,
Läßt man die Sorgen schießen
Und wird, trotz Krise, Optimist —
Man weiß nur nicht, auf welche Frist . . .
Ach was: die Weisheit sprechen!

Joachim Lange.

Einsamkeit.

Von Ernst Zahn.

Ich fuhr durch Ostpreußen bis dicht an die russische Grenze. Das Eisen der Räder und Schienen klang, und die Kälte pfliff an den Wagenfenstern. Die Heizung versagte. Aber ein vorbildlich freundlicher Schaffner holte mich in einen näher der Lokomotive befindlichen Wagen, wo ich wieder so allein saß wie vorher. Ich liebe diese einsame Fahrt in den schweren, leicht gleitenden Wagen. Ich liebe die Landschaft, die der weiße Zugrauch aufdeckt und wieder verschleiert.

Draußen lag endlich Schnee, den dieser Winter bisher vergessen hatte. Die weiten Wälder hatten ihn schon wieder abgeschüttelt und standen reglos, Heere schwarzer, schlanker Kiefern auf Hügel, in Mulden, endlos zwischen endlosen weißen Ebenen. Straßen brachen aus diesen Wäldern und liefen, liefen, dem tageweiten Bahnhöfen entlang. Einmal kamen ein paar Schulkinder gleich wandelnden schwarzen Punkten über eine der Schneestrasßen gezogen. Sie und da, nah und fern, glitt ein einzelner Schlitten von Wald zu Wald. Keine Kraftfahrzeuge! Keine Gloden an Pferdegeschirren, keine Gloden aus weitverlorenen Dörfern, kein Hundgebell. Etwas Schattenshaftes eignete dem bischen Bewegung in den Unendlichkeiten dieser schwarzweißen Natur an, und das spärliche, seltene, in der Wintergewalt ohnmächtige Menschentum trug mir dazu bei, den Einbruch der Einsamkeit zu erhöhen, den die Landschaft gewährte. Er vermehrte sich mir noch durch die Lektüre eines Buches von Dantchen, in dem dieser viel zu früh verstorbene Dichter die Weltverlorenheit einer Leuchturminsel im Stageraal schildert. So ewig mercurdonnert liegt jenes Eiland, daß der Menschen, der es besucht, ein Schwindelgefühl erfährt und die Furcht, in die ringsum tobende Flut zu stürzen. Diese Empfindung einer Verlorenheit erzeugt das Alleinsein aber überall. Es packte mich in meinem Wagenabteil, und wenn ich die Augen schloß, fühlte ich mich manchmal durch das graue, kalte Geheimnis des Wintertages, wie ins Uferlose geschleubert. Da wölbte sich das weiße Feld und trat näher ans Wagenfenster. An der Uferböschung eines kleinen, wasserarmen Flüsschens standen stiere, schwere Weidenkerle, grotesk, knorrig, mir zum Teil beschnitten. Da und dort schwang noch ein einzelner schlanker Zweig in der Luft. Und plötzlich erschienen mir die Baumkränze wie böse, ruten-schwingende Kläuse, die kleinen Kindern drohen. Da verging mir die Last des Alleinseins einen Augenblick, und ich lachte in mich hinein und dehnte mich behaglich ins Wagenvolkster.

Nicht lange danach bekam ich Gesellschaft. Krachend warf jemand die Abteiltür auf. Mit drei mächtigen Handkoffern beladen, zwängte sich ein langes, schlank und schön gewachsenes Frauenzimmer durch die enge Türöffnung. Wuppig, waren die drei Gepäckstücke im Reiz übereinander geschichtet. Dann setzte sich das junge Mädchen in die jenseitige Wagenecke. Es hatte sich seines Mantels entledigt und nahm ein Buch zur Hand. Weiter rasselte der Zug, weiter jangen die Räder und Schienen. Draußen saß das junge Frauenzimmer und las. Hier saß ich, blickte und wunderte mich über meine Bedeutungslosigkeit. Einmal stand die Fremde auf und streckte sich nach einem

der Koffer. Vielleicht hätte ich ihn ihr aus dem Reiz herab langen sollen. Allein ich kam gar nicht dazu, mich auf die Gehege der Manneshöflichkeit zu besinnen, denn schon stand sie, ein Bein hier, ein Bein dort breit auf dem Puffer und war lang genug, sich oben aus dem Reiz zu kramen, was sie brauchte. Dann saßen wir wieder, sie dort, ich hier. Eine herrliche Stille fällt das kleine Zugabteil, ein sonderbar wohlthuendes Ebenmaß eines Zweifels. Ich mußte wieder lächeln. Wie vorhin über die Weiden. Aber in mich selbst hinab. Und es war, als tränke ich ein Gläschen Zufriedenheit. Ich erinnerte mich, daß am Vortag, auch bei einer Bahnfahrt, eine Mutter mit ihrem Sprößling neben mir gesessen und der Junge, ohne daß die Frau ihm gewehrt hätte, immer wieder seine schmutzigen Schuhe an meiner Hose abpuckte. Und ich erinnerte mich weiter, während mein Blick vergnügt über die Aufgeräumtheit unserer kleinen Zugstube glitt, des Wagens, den ich bei einer Abreise jüngst betreten und der, mit den Resten einer Mahlzeit besät, wie ein Schlachtfeld ausgesehen hatte. Unter Führung eines jungen, geschwätigen Kuriers verließen damals zwei Duzend Ausländerinnen eben den Zug, als ich einsteigen wollte. Ich mußte geraume Zeit warten, draußen, bis ich überhaupt in den Wagen kam, drinnen, bis ich mich setzen konnte; denn die Schmetter-Damen brauchten Zeit, das Abteil zu räumen, und der Kurier wurde gerade noch vor der Wiederabfahrt mit dem Hinausreichen des Handgepäcks fertig, gegen hundert Kofferchen und Schachteln und Schirme und Mäntel. Dahinter blieb das Schlachtfeld. Ich saß über ihm, und meine schwarzen Schuhe erröteten ob des Rufes der Eierschalen, Wursthäute, Brotkruste, Papphüllen, leeren Flaschen und Schnur-schlangen, zwischen die ich sie zögernd, aber verzweifelt hineingelegt.

Weiter rollte noch immer mein Zug. Weiter dauerte die Stille der vier Wagenwände. Ich schlief ein wenig ein. Man schläft gern ein, wenn das Leben so säuberlich ist. Als ich aufwachte, spürte ich einen Ruck. Der Zug hielt. Aber die drei Handkoffer und die schlanke, lange, stille junge Dame waren wieder fort. Nur das Behagen atmete noch durch den Raum und das Schweigen und das Gefühl, daß in einem Nichts ein Klang wie von einer fernen Saite gewesen.

Das Telephon — ein Wunder.

Von Leo Matthias.

„Herr“, jagte mein Freund Dunson, „vergessen Sie nicht, daß das Telephon ein Wunder ist. — Knallt man ein Wunder gegen die Wand?“

Wir waren bei der schönsten Stelle eines Strawinskonzerts durch eine Fehlverbindung unterbrochen worden. Ich hatte zuerst die Faust auf die Tasten geschlagen und dann in der von meinem Freund Dunson schon erwähnten Weise den Telephonhörer mit der Wand in Verbindung gebracht.

„Herr, Sie könnten ebenso gut meine Geige gegen die Wand hauen. Es wäre dasselbe Verbrechen.“

Ich muß ihn wohl etwas verblüdet angesehen haben, denn Dunson pflegt selten ein dummes Gesicht zu machen. Was er mir aber in diesem Augenblick zeigte, war ganz zweifellos mein eigenes Gesicht.

„Sie sind verrückt, mein lieber Dunson“, erklärte ich. „Wie kann man ein Telephon mit einer Geige vergleichen?“

Dunson sprang auf: „Herr“ — (er sagte zu mir immer „Herr“, obgleich wir uns damals schon sechzehn Jahren kannten) — „Herr, wenn meine Geige reden könnte, sie würde Ihnen, wie ich, die Meinung sagen.“

Was sollte ich auf solche albernen Reden erwidern? Es war schon ganz offenbar, daß Dunson einfach keine Lust mehr hatte, wieder zu musizieren. Aber er wollte das nicht eingestehen und redete, damit ich, neugierig geworden, ihn bitten sollte, mir lieber etwas zu erzählen. Er tat das sehr gern und verstand sich auch darauf. Aber er ließ sich immer bitten.

„Fangen Sie schon an“, sagte ich. „Sie haben anscheinend Lust, das Telephon zu verteidigen. Ich möchte wirklich wissen, ob Sie es fertigbringen werden, mir diesen Klingelkasten lieb und wert zu machen.“

Dunson, der „große Dunson“, wie ihn seine Frau nennt, legte seine Geige auf einen Stuhl. Sein Gesicht faltete sich.

„Hören Sie zu, Herr! Die Sache spielt 1916. An der Front. Ich gehörte zu den Eseln, die sich mit den Telephonkasten herum-schleppen mußten. Ich werde niemals vergessen, daß ich einmal in einer Neujahrsnacht gerade um halb zwölf aus dem Unterstand geholt wurde, um eine Leitung zu ziehen. Ich war um sechs Uhr morgens fertig. Meine Silvesterbawle soll — sehr gut geschmeckt haben. Aber das wollte ich Ihnen nicht erzählen.“

Dunson drehte mir den Rücken zu und sah aus dem Fenster auf die Straße, wo zwei Hunde herumlärmten.

„Herr, glauben Sie mir, ich hätte zu jener Zeit jeden für blödsinnig gehalten, der mir erklärt hätte, daß ich eines Tages hing, dem Militärskafkas stehlen würde. Aber wenn Sie Wert darauf legen, kann ich Ihnen den Kasten noch heute zeigen. Ich konnte mich bei Kriegsende nicht von ihm trennen. Der Kasten war mir sozusagen an das Herz gewachsen.“

Dunson stellte seine Hand mit gestreckten Fingern gegen die Fensterscheibe.

„Wie das kam? — Wie alles. Ganz unvorbereitet. Ich erhielt etwa drei Wochen nach jener Neujahrsnacht den Befehl, eine Leitung auszubessern. Es war natürlich wieder die günstigste Zeit, etwa gegen drei Uhr morgens. Ich erinnere mich genau an den Tag. Es war die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag. Es gab keinen Engel im Himmel, der an diesem Tag nicht gebadet hätte. Das Wasser troff von oben — Sie können sich diese Schweinerei auf der Erde nicht vorstellen. Ich verankert unterwegs buchstäblich bis zu den Knien. — Ich weiß nicht, ob Sie sich etwas dabei denken können. Ich trug Kavalleriestiefel, und die machen aus zwei Beinen zwei Wasserrohre. Wenn man geht, gluckst und quatscht es, und man muß seine Stiefel aus dem Dred herausziehen, als ob sie einem nicht an den eigenen Beinen säßen. Ich mußte manchmal die Hände zu Hilfe nehmen, um meine Beine aus dem Dred zu ziehen. Aber ich glaube, diesen Zustand kann nur einer verstehen, der das auch durchgemacht hat oder beinahe einmal in Gummiarabikum erlitten wäre. — Seien Sie mir nicht böse, Herr, aber ich halte es für unwahrscheinlich, daß Sie jemals in der Lage waren, beinahe in Gummiarabikum ersaufen zu müssen.“

Dunson hatte sich umgedreht und sah mich mit den Augen eines Polizisten an.

Ich verneinte und erklärte, daß ich Dunson nicht böse sei. Dunson drehte mir dann wieder den Rücken. Die Hunde auf der Straße hatten aufgehört zu bellen. Es war jetzt drinnen und draußen sehr still.

„Herr, Sie werden mir glauben, daß dieser Dred kein Kinderspiel war. Ich gebrauchte anderthalb Stunden, um drei Kilometer weit zu kommen, und als ich meine Leitung, die ich reparieren wollte, schließlich gefunden hatte, fehlte ein so großes Stück, daß ich dafür nicht genug Draht auf meiner Rolle hatte.“

„Herr, ich war verzweifelt. Es stand da in der Nähe ein Baum, von dem noch ein paar Reste übriggeblieben waren. Aber den einen hatte man den kaputten Draht gelegt.“

Ich kletterte also auf den Baum raus. Es wäre gar nicht nötig gewesen, um den Draht zu fassen, aber der Baum hatte an der Gabelung so etwas wie eine Höhle. Es war ein ziemlich dicker Baum. Ich dachte mir, dort oben wird es etwas trockner sein. Stimmt auch. Wenn man seine Glieder etwas zusammenbog, konnte man es sich in der Höhle sogar ganz bequem machen. Meinen Kasten nahm ich natürlich mit. Falls es mir bestimmt war, dort oben zu sterben, wollte ich es wenigstens wie ein Held tun.

Es wurde in dieser Nacht glücklicherweise wenig gefunkt. Der Regen hatte sogar aufgehört. Ich streckte meine Stiefel ins Mondlicht, um sie etwas zu trocknen. Ich hätte gern geschlafen. Aber wie soll man auf einem Baum schlafen? Ich war Telephonist genug, um auf den Gedanken zu kommen, daß es das Beste sein würde, mich mit irgend jemandem zu unterhalten. Das vertreibt die Zeit. Also steckte ich das eine Ende des Drahts, das über dem Ast hing, in meinen Kasten.

Ich erwartete, daß sich meine Batterie melden würde. Der Draht gehörte meiner Batterie. — Aber es meldete sich das A. D. K.“

„Entschuldigen Sie, Dunson, wenn ich Sie unterbreche“, bemerkte ich, „aber Sie wissen, daß ich Abkürzungen nicht im Kopf behalten kann. Was ist das A. D. K.“

„Herr, man merkt, daß Sie nicht im Kriege waren. Ich werde noch auf dem Totenbett wissen, was ein A. D. K. ist. — Armee-Ober-Kommando.“

Ich dankte Dunson für seine Auskunft und bat ihn, fortzufahren. Seine Erzählung fange an, mich beinahe neugierig zu machen.

Dunson schien das nicht zu hören.

„Ich fragte den Kerl beim A. D. K., ob er auch auf einem Baum säße, und wie es ihm sonst ginge. Er muß diese Frage wohl für komisch gehalten haben, denn er brach die Verbindung nicht ab und erkundigte sich nach meiner Truppe und nach meinem Namen. Als ich ihm das gesagt hatte, fing er an, von seiner Familie zu quasseln, und daß

seine Frau blond sei und im Augenblick einen Schnupfen habe, und ich weiß nicht, was noch.“

Dunson machte mit seinem Daumen auf der Scheibe ein quietschendes Geräusch.

„Daß er von seiner Frau sprach, war mir nicht angenehm; ich hatte seit einigen Tagen von meiner Frau keine Post bekommen. Aber da er immer weiter von seiner Frau sprach, fragte ich ihn schließlich, woher er denn wisse, daß seine Frau einen Schnupfen habe.“

Dunson drehte sich mit einem Ruck zu mir um.

„Wissen Sie, Herr, was dieser Mann mir zur Antwort gibt? — Ich habe gestern Nacht mit ihr telephonierte.“

Herr, ich sage ihnen, der Baum hat mit mir gezittert. Auf so einen Gedanken war ich noch nicht gekommen. Ich fragte den Kerl natürlich sofort, ob er mir eine solche Verbindung mit Deutschland auch herstellen könne.

Zuerst wollte er nicht. Die Zeit sei schlecht. Zwischen vier und fünf telephoniere ich weisnichts mit ichweisnichts. Aber schließlich ließ er sich doch breit schlagen.“

Die Rede schien Dunson zu erregen. Er stand so da, als ob er den Kasten immer noch in den Händen hielt.

„Also, um es Ihnen ganz kurz zu sagen, Herr, — ich bekam eine Verbindung mit Berlin.“

Verstehen Sie mich! Nicht mit meiner Wohnung. Ich hatte keine Ahnung, mit wem ich verbunden war. Ich hörte nur eine weibliche Stimme. Aber es war Berlin. Ich sagte: „Fräulein, ich habe für dieses Telephonat keine Erlaubnis vom A. D. K. Aber ich sehe hier wie ein Affe auf einem Baum. Wenn es Ihnen besser geht, geben Sie mir die Verbindung mit meiner Frau.“ — Ich nannte die Nummer.

Ich wußte nicht, ob sie sie verstanden hatte. Dieses Stück sagte weder Ja noch Nein. Ich hörte eine ganze Weile gar nichts.

Herr, Sie können sich nicht vorstellen, was es heißt, im Felde am Telephon zu hängen und eine ganze Weile gar nichts zu hören. Vielleicht war der Draht kaputt. Oder der Kerl im A. D. K. hatte die Verbindung getrennt. Damit ich mit meiner Frau sprechen konnte, mußten ein halbes Duzend Menschen liebenswürdig sein, und der Draht nicht reißen.

Wo soll man da die Hoffnung hernehmen?

Ich hatte keine Hoffnung mehr, Herr.“ —

„Sie haben Ihre Frau wirklich gesprochen?“ Ich war ziemlich erregt.

Dunson nickte.

Herr, ich habe mich an einem Ast festgehalten, als ich die Stimme meiner Frau hörte. Ich hatte sie natürlich aus dem Schlaf geweckt. Sie lag im Bett. Können Sie sich das vorstellen, Herr, daß ich mit meiner Frau sprach, — ich, der anderthalbtausend Kilometer weit wie ein Affe auf einem Baum saß. Können Sie sich das vorstellen, Herr?“

Dunson sah zu meinem Stuhl, als ob ich noch da säße. Aber ich war inzwischen aufgestanden, um mir Tabak für meine Pfeife zu holen. Dunson bemerkte es.

„Herr, ich sehe schon, Sie sind ganz meiner Meinung. — Sorgen Sie mir eine Pfeife, ich habe mir immer noch keine gekauft.“

Im Thepiskarren. †

In einem ernstem Schauspiel hatte ein Gefangener einen Brief, den der Kerkermeister ihm übergab, laut vorzulesen. Um sich das Auswendiglernen zu ersparen, hatte sich der Schauspieler daran gewöhnt, sich einen wirklichen Brief reichen zu lassen, den er nur abzulesen brauchte.

Eines Tages jedoch glaubte der Kerkermeister sich den Spaß erlauben zu dürfen, dem Gefangenen ein leeres Blatt Papier zu überreichen.

Der Gefangene stellt sich in Positur, um zu lesen, gerät einen Augenblick in Bestürzung, sagt sich jedoch alsbald und ruft gelassen: „He, Kerkermeister!“

„Ja?“

„Ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Ich bin von niederer Herkunft und habe nicht lesen gelernt. Möchten Sie nicht die Güte haben, mich mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen?“

Der Späßvogel war in seiner eigenen Schlinge gefangen, wußte sich aber gleichfalls zu helfen. Nachdem er mit dem Brief unruhig umhergefuchelt hatte, sagte er: „Na, ja, meinestwegen. Aber erst muß ich gehen und mir meine Brille holen.“

Damit entfernte er sich und brachte mit der Brille den richtigen Brief zurück.

S. W.